

ZUM Inhalt

Fest und Flutwelle

NORBERT LUBLASSER

Situationen wie diese kennt fast jeder: Ein Kind geht im Gewühl eines Einkaufszentrums verloren, ein Jugendlicher kommt zum vereinbarten Zeitpunkt nicht nach Hause, der Partner meldet sich am Handy nicht. Und wir machen uns Sorgen. Es könnte ja was passiert sein . . .

Um wie viel schlimmer muss die Situation für Menschen sein, die Söhne, Töchter, Partner, Eltern oder Freunde schon über Wochen, Monate, ja Jahre vermissen. Die ständige Unsicherheit, die allgegenwärtige Angst – und die meist aussichtslose Hoffnung.

Weihnachten, das Fest der Familie, steht vor der Tür. Und auch ein grausiger Jahrestag: Vor fünf Jahren, am Stefanitag 2004, löschte eine riesige Flutwelle Hunderttausende Menschenleben aus, ließ noch mehr verzweifelte Angehörige zurück. Auch deshalb dieser Themenschwerpunkt.

Schönes Wochenende!

IM Detail

**Die meisten Menschen** weltweit verschwinden im Krieg, auf der Flucht oder bei Naturkatastrophen. Niemand kennt ihre genaue Zahl. Wird das Internationale Rote Kreuz (IKRK) um Hilfe gebeten, nutzt es seinen internationalen Suchdienst.

**Die IKRK-Bilanz des Jahres 2008:** Weltweit konnten die Helfer 6072 Personen wiederfinden und 3958 Anrufe zu den Angehörigen vermitteln. 88.587 Namen von Vermissten wurden im Internet veröffentlicht. 880 Menschen konnten mit ihrer Familie wieder vereint werden. 818 davon waren minderjährig. 1984 Kinder ohne Begleitung wurden neu registriert. 1807 Menschen konnten lebend in ihr Heimatland zurückgebracht werden. 1556 Tote wurden überführt. Für 3285 Personen wurden Reisedokumente beschafft.

Fortsetzung von Seite I

Wenn man jemanden lange vermisst, ist es die größte psychische Katastrophe, die passieren kann“, sagt Peter Jamin, der ein Buch darüber geschrieben hat („Vermisst – und manchmal Mord“). Der Düsseldorfer rät nicht grundsätzlich von Eigeninitiative ab, Jamin sagt, er habe durchaus schon empfohlen, eigene Suchaktionen zu starten. Von den Kommunen fordert der Autor, Vermisstenberater einzustellen.

Der Sozialforscher Rainer König-Hollerwöger hält es für unerlässlich, dass es eine Person gibt, die sich um die Betroffenen kümmert, auf ihrer Seite steht und Kontakt hält. Für die Angehörigen sei es ganz wichtig, dass zusätzlich Organisationen die Initiative ergreifen und die Betroffenen unterstützen.

Die Polizei allein kann in dieser Lage nicht helfen. Bleibt die Suche in den ersten drei Stunden ohne Erfolg, wird es kritisch, sagen Psychologen der Mississippi State University: „Alles Weitere ist oft uneinholbar.“ Sie haben herausgefunden, dass viele Vermisstenfotos, die in den Medien veröffentlicht werden, um die Fahndung zu beschleunigen, unbrauchbar sind. Weil sie lachende, glückliche, gepflegte Kindergesichter zeigen – die Vermissten aber häufig ungepflegt und verängstigt sind, was die Wiedererkennung erschwert. Mittlerweile gibt es Computerprogramme, die die Gesichter der Gesuchten „altern“ lassen.

Das Bewusstsein für das Vermisstsein ist nach Ansicht von König-Hollerwöger hierzulande noch mangelhaft ausgebildet. In den vergangenen Jahren ist allerdings die Aufmerksamkeit für das Thema gewachsen, was möglicherweise mit den schlagzeilenträchtigen Entführungsfällen Mad-

Ein weltweites Phänomen – verlässliche Zahlen gibt es kaum

die McCann oder Natascha Kampusch zu tun hat. Wenngleich statistisch die Möglichkeit, dass ein vermisstes Kind Kidnapern in die Hände gefallen ist, gering ist.

Das spurlose Verschwinden eines Angehörigen lässt Menschen unter unvorstellbarem psychischem Druck zurück. Ein elendes Los, an dem man zerbrechen kann. Das Phänomen ist ein weltweites, es gibt einen internationalen Tag der vermissten Kinder und es gibt einen Welttag der Verschwundenen, einzig verlässliche Zahlen gibt es kaum. Am Beispiel Indien: Dort wird die Zahl der Kinder, die jährlich als vermisst gemeldet werden, mit 44.000 beziffert. P. M. Nair, Verfasser einer Studie über Frauen- und Kinderhandel, ist überzeugt, dass die Zahl doppelt so hoch liegen muss. Wieder andere Fachleute sprechen von drei Millionen.

Auch in vielen europäischen Ländern gibt es Mängel bei der Registrierung von Anzeigen und der Koordinierung von Fahndungsmaßnahmen über Ländergrenzen hinweg. Die Britin Kate McCann, deren Tochter seit dem Sommer 2007 an der Algarve vermisst wird, beklagt das Fehlen von Standards beim Sammeln von Daten in Vermisstenfällen. Die USA seien uns, was den Umgang mit Vermisstenmeldungen betrifft, „um mindestens 20 Jahre voraus“, schreibt McCann auf ihrer Internetseite.

Eine Mutter klagt an



Sie gab der Verzweiflung und der Sorge um die Vermissten nach dem Anschlag auf das World Trade Center ein Gesicht: Rachel Uchitel suchte am 11. September 2001 in den Straßen New Yorks ihren Freund. Das Bild ging um die Welt, heute macht ihre angebliche Affäre mit dem amerikanischen Golfspieler Tiger Woods Schlagzeilen. Bilder: S/N/EP/AR/ORB

Schätzungen gehen allein in den USA von 500.000 bis 800.000 Personen aus, die in einem Jahr verschwinden. Die Gründe sind vielfältig, bei Erwachsenen sind es oft Lebenskrisen oder Streitereien mit dem Partner, bei Männern nicht selten finanzielle Probleme. Und es sind überraschend viele darunter, die sich freiwillig vom öffentlichen Radar verabschieden. Zu verschwinden, das ist in manchen Lebenslagen ein Ziel, das jede Anstrengung wert ist.

Ein neues Leben kostet 30.000 Dollar. Jedenfalls wenn man Frank M. Ahearn zurate zieht, einen New Yorker Spezialisten für das Verwischen von Spuren. Er hilft Menschen, die verschwinden wollen. Denn das ist gar nicht so einfach, wie man vielleicht glauben könnte.

Der Tod steht meistens am Anfang des neuen Lebens. Wer verschwinden will, tut das häufig, indem er sein Ableben vortäuscht, Katastrophen sind willkommen. Nach dem Tsunami untersuchte Scotland Yard 170 Todesfälle. In zehn Fällen bestand der Verdacht, dass der Tod nur vorge täuscht war. Deutsche Kriminalisten vermuteten ebenfalls, dass unter den Vermissten „mindestens eine Handvoll Menschen“ gewesen sein könnte, die überlebt haben, aber nicht gefunden werden wollen.

Auch das Chaos nach der Terrorattacke auf die Türme des World Trade Centers in New York nützte Menschen, um ihren Tod vorzutäuschen. Steven Chin Leung etwa, der als sein Bruder auftrat und vorgab, bei der Firma Cantor Fitzgerald gearbeitet zu haben, die bei dem Anschlag 650 Mitarbeiter verlor. Oder Dorothy Johnson, die ihren Tod in einem der Türme vortäuschte, um an die Lebensversicherung zu kommen.

Amerikanische Experten glauben, dass jeder vierte Selbstmord, verübt durch einen Sprung von der Golden Gate Bridge bei San Francisco, nur vortäuscht sein

Verschwinden in den Kerkern der Geheimdienste

könnte. Häufig werden die Leichen der Selbstmörder nicht gefunden – ein perfektes Szenario, um spurlos zu verschwinden.

Vielfach geht das Vorhaben schief. Wie im Fall des Hedge-Fonds-Managers Samuel Israel III, der 2008 seinen Selbstmord vortäuschte und sich heuer der Polizei stellte. Oder wie im Fall von Marcus Schrenker. Der Versicherungsmakler sprang über Florida am Fallschirm aus seinem Sportflugzeug ab, das via Autopilot hundert Kilometer weiter flog und dann abstürzte. Auch dieser Schwindel flog auf.

Spurlos zu verschwinden – für die meisten bleibt es jedoch ein Los, das man um alles in der Welt vermeiden möchte. 1992 hat die UNO eine Deklaration zum Schutz vor erzwungenem Verschwinden beschlossen, sie hat rund 46.000 Fälle von verschwundenen Personen registriert. Vor allem die Geheimdienste der Militärregimes in Südamerika ließen in den 70er-Jahren Zehntausende Oppositionelle verschwinden.

In 30 Staaten sollen noch heute entsprechende Praktiken verbreitet sein. Überwiegend in üblen Diktaturen, aber Menschen lautlos aus dem Verkehr zu ziehen ist seit Jahren auch Ziel des geheimen Entführungsprogramms des Auslandsnachrichtendienstes der USA. CIA-Agenten wurden deswegen, weltweit einzigartig, jüngst in Italien verurteilt.



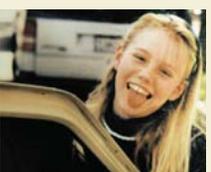
**Maddie McCann**  
Es ist einer der spektakulärsten Fälle der britischen Kriminalgeschichte: Im Mai 2007 verschwand die damals vierjährige Madeleine McCann aus dem Urlaubsquartier ihrer Eltern an der Algarveküste in Portugal – spurlos. „Der Schmerz und die Angst schwinden nicht“, schreiben Gerry und Kate McCann zwei Jahre danach auf ihrer Home-



page. Das durch die Suche nach Maddie weltbekannt gewordene britische Ärztepaar war zwischenzeitlich sogar selbst verdächtigt worden, die Tochter getötet zu haben. Im Bild links Maddie McCann zum Zeitpunkt ihres Verschwindens – das Foto rechts zeigt Maddie, mittels eines Computerprogramms „gealtert“, wie sie als Siebenjährige aussehen könnte.



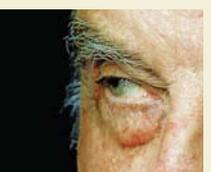
**Karl Kleine-Brockhoff**  
Nur sechs Wochen nach Maddie verschwand in der Region auch der 69-jährige Deutsche Karl Kleine-Brockhoff – spurlos wie das Urlauberkind. Mysteriös: Obwohl Feuerwehrlente und Nationalgardisten die Gegend mehrmals durchkämmten, mit Spürhunden und einem Hubschrauber mit Infrarot-Suchgeräten, blieb er unauffindbar.



**Jaycee Lee Dugard**  
Als Elfjährige verschwand sie, und als Jaycee Lee Dugard heuer im August aus den Händen ihres Entführers Phil Garrido befreit wurde, war sie 29 und Mutter zweier Kinder. Der Fall der Kalifornierin Dugard zählt zu den spektakulärsten, und er ist einer der allen Eltern vermisster Kinder, die Hoffnung vermittelt, dass am Ende alles gut wird.



**Natascha Kampusch**  
Das gilt auch für sie: Natascha Kampusch, als Zehnjährige in Wien entführt, als 18-Jährige aus der Gewalt des Kidnapers entkommen. Ermittlungen bestätigten, dass es bei der Suche nach dem Mädchen zu Pannen gekommen ist. Nach wie vor scheint nicht geklärt zu sein, ob ihr Entführer Wolfgang Priklopil Komplizen hatte.



**Josef F.**  
Er ließ seine eigene Tochter 24 Jahre lang im Keller des eigenen Hauses in Amstetten verschwinden. Drei der sieben Kinder der von ihm vielfach vergewaltigten Tochter adoptierte er. Seine Frau und seine Familie beteuerten vor Gericht, sie hätten seinen Angaben geglaubt, wonach die vermisste Tochter bei einer Sekte lebe.



## Wenn Menschen verschwinden

*Vermisste lassen Angehörige unter unvorstellbarem psychischem Druck zurück. Ein elendes Los, an dem nicht wenige zerbrechen. Jahr für Jahr verschwinden weltweit Millionen Menschen, spurlos. Die gute Nachricht lautet: 98 Prozent der Vermissten kehren irgendwann zurück, nach einigen Tagen, nach Wochen. Doch nicht alle sind darüber glücklich.*

JOSEF SCHORN

Wenn in zwei Wochen brennende Kerzen in den Tempeln und an den Stränden Südasiens an die Katastrophe vor fünf Jahren erinnern, wird der Schmerz in viele Herzen zurückkehren. Seit die Wellen den Tod brachten, ist nichts mehr, wie es einmal war. Das gilt auch für den Deutschen Sascha Meissner und seine aus Thailand stammende Ehefrau Patchara.

Am 26. Dezember 2004 verlor sich die Spur ihrer kleinen Tochter Solitaire im Tsunami, die Eltern hatten sich retten können vor der Strömung – aber nicht vor dem Grauen, das das Leben noch bereithalten sollte. Die Monate und Jahre nach dem Tsunami glichen einer Achterbahnfahrt zwischen Trauer und Hoffnung, das vierjährige Kind, ihr einziges, war verschwun-

den. Gewissheit war in dem Chaos nicht zu erlangen, die Suche blieb erfolglos. Im August 2005 wurde mithilfe von DNA-Proben ein Opfer als Solitaire identifiziert.

Schon wenig später entdeckte das Paar im Internet ein Bild, das die gerade eingetretene Gewissheit aufs Neue erschütterte. In einem Behördengebäude in Phuket saß da ein kleines Mädchen, umringt von Helfern. Das Foto war am Tag nach dem Tsunami entstanden, die Meissners hofften wieder, für sie stand fest: Das war ihre Solitaire. Sie war nicht ertrunken. Sie lebte.

Doch ein glückliches Ende war für Eltern und Tochter im Drehbuch des Lebens nicht vorgesehen. Das Mädchen auf dem Bild blieb verschwunden, trotz aller Bemühungen, es zu finden, und schließlich bestätigte ein zweiter DNA-Test das Ergebnis des ersten. Ruhe in Frieden, Solitaire,

schrrieb jemand unter ein Bild des Mädchens im Internetgästebuch, noch aus 2008 finden sich dort Einträge.

Was die Eltern durchmachten, was alle erleiden, deren Kinder von einer Minute auf die andere verschwinden, kann vermutlich nur jemand begreifen, dem ein ähnliches Schicksal widerfahren ist. So erdrückend ist die Last der Ungewissheit, dass viele am Ende erleichtert sind, wenn die Todesnachricht zwar alle Hoffnungen zunichte macht, aber eben auch Klarheit schafft. Für die allergrößte Qual halten Experten wie der Kölner Psychologe Michael Kopper die Szenarien, die sich die Zurückgebliebenen ausmalen: Was könnte dem Kind geschehen sein? Die Eltern machen sich große Vorwürfe, sie leiden unter unerträglichem Stress, sie werfen sich eigenes Versagen vor. Nicht selten zerbricht daran

noch ein Leben, häufig eine Beziehung. Jahr für Jahr verschwinden Millionen Menschen, spurlos. Das ist die schlechte Nachricht. Die gute: 98 Prozent der Vermissten kehren irgendwann zurück, nach einigen Tagen, nach Wochen.

Fast 615.000 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren wurden laut FBI im Vorjahr in den Vereinigten Staaten als vermisst gemeldet, immerhin rund 50.000 blieben bis zum heurigen Sommer verschwunden. Sie werden als „aktive Akten“ geführt, viele enden als Zahl in einer düsteren Statistik, in der Zeit eingefroren auf den Fotogalerien der Internetsuchseiten. Auf jener der Wiener Polizei findet sich derzeit kaum ein halbes Dutzend Langzeitvermisste in jugendlichem Alter, in Deutschland sind es rund 1700 Kinder, die als verschwunden gelten. **Fortsetzung Seite 11**



**Wissen heute**  
Seit 20 Jahren:  
der Louvre  
und seine  
Pyramide.  
Seite V



**Lesen**  
Pu, der Bär:  
Ein Wieder-  
sehen nach  
81 Jahren.  
Seite VI



**Thema**  
Affenprozess:  
Darwin und ein  
Lehrer auf der  
Anklagebank.  
Seite VIII



**Reisen**  
Bhutan –  
im Land  
des Donner-  
drachens.  
Seite IX